8. November 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 257

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen"

Roman von Horst Biernath

(3. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Simone erwachte. Ein Sonnenstrahl stach wie eine blanke Klinge durch den herabgelassenen Rollvorhang des Süd-Erkers auf das Parkett. Ihre Hand tastete im halbdunklen Raum nach der Glocke. Mit geschlossenen Augen legte sie sich dann in das verdrückte Kissen zurück und wartete. Sie war noch müde. Immer war sie am Morgen wie gerädert, als hätte man sie nachtüber gewaltsam wachgehalten. Die Zofe öffnete die Tür und schob einen Teewagen geräuschlos ans Bett. Sie mochte erst achtzehn oder neunzehn Jahre alt sein, aber sie hatte eine verbrauchte Haut und eine bläuliche, ungesunde Gesichtsfarbe.

„Wie spät, Babett?"

„Zehn Uhr, gnädige Frau." Die Rolläden fuhren rasselnd empor, und das Tageslicht brach jäh wie Wasser durch zerbrochene Dämme ins Zimmer ein. Simone blinzelte gähnend in die Sonne und dehnte sich aus wie ein spielender Ozelot. Plötzlich dachte sie an Tom und an das letzte Gespräch. Sie richtete sich halb auf. „Ist mein Mann bereits abgereist?"

„Jawohl, Herr von Hellborn hat das Haus bereits vor zwei Stunden verlassen. Er wollte Sie noch sprechen, aber da Sie schliefen, hat er nur ein paar Zeilen hinterlassen, die ich zu den Briefen gelegt habe."

„Gut, Babett, du kannst gehen. Schick mir Nada herauf, sie soll mir das Bad richten. Ich werde läuten, wenn ich dich wieder brauche." — Das Mädchen zögerte.

„Noch etwas, Babett?"

„Herr Balinys läutete vor einer Stunde an und bat mich, ihn zu benachrichtigen, sobald gnädige Frau aufgestanden sind."

„Gut. Danke."

Die Kleine knixte und huschte hinaus. Simone griff nach der Briefschale. Von Tom lag ein Schreiben obenan. Sie schob es beiseite und schüttete die ganze Post über der Steppdecke aus. Schneiderrechnungen, Reiseprospekte mit preußisch-blauem Himmel und seladongrünen Palmwedeln, ein paar Briefe mit deutschen und fremden Marken, deren Umschläge sie gelangweilt aufschlitzte. Peggys Hündchen hatte Husten, und Olivia Sniders schwärmte noch immer von den Pensionatsjahren in Genf. Von Maresku eine Einladung auf eines seiner Schlösser im Sinaja-Tal . . .

Nada trat ein. Sie war ein großes, starkknochiges Frauenzimmer mit breitem Gesicht und glatt gezogenem Haar, bösartig und bodenlos häßlich, aber sie hing an Simone mit der Treue und Liebe eines Hundes. Niemand verstand so die zwanzig Nägel zu feilen und glänzend blank zu polieren wie Nada. Kein Masseur hatte so sanfte Finger wie sie. Samthände, sagte Simone. Sie betreute Simone von Kindheit an, und durfte es sich erlauben, einmal auch Kindchen oder meine Kleine zu ihr zu sagen. Gewöhnlich aber bediente sie sich devoter Titel, die im Litauischen vielleicht natürlich, in ihrer schwerfälligen Uebersetzung aber und in Verbindung mit ihrer harten Aussprache etwas merkwürdig klangen.

„Guten Morgen, Euer Hochwohlgeboren." Sie sagte: Gutter Morrgehn, Euer Ochwollgeborrn.

„Das Bad, Nada. Nicht zu warm, gerade etwas mehr als lau."

„Serr woll, genau so, wie es die Kleine chabben will."

Ueber dem Serviertischchen schwebte eine zarte Dampfwolke und verbreitete das kräftige Aroma eines dunklen Tees. Simone griff gelangweilt nach Toms Brief. Trotz der Weitzeiligkeit schwammen seine dünnen, hohen Buchstaben ineinander über. Tom bedauerte, sie nicht mehr gesprochen zu haben und bat sie, sich die Reise nach Warjethen noch einmal gründlich zu überlegen.

Auf Simones Stirn bildete sich zwischen den schmalen, dunklen Brauen ein kleines, senkrechtes Fältchen. Sie spürte es deutlich, daß ihre Anwesenheit auf Warjethen Tom unerwünscht war. Er befürchtete ihre Spötteleien über seine Sippe, ihr Lächeln über das altmodische Haus. Die Zinkbadewanne. Die Kronleuchter mit den ewig klirrenden Kristallstäbchen. Die grüne Plüschgarnitur . . . Er befürchtete vielleicht auch Reibungen zwischen ihr und seinen Schwestern, diesen blonden, robusten Mädchen, die ihr nicht verzeihen konnten, daß Tom sie geheiratet hatte.

Zu merkwürdig, sie konnten ihr nicht verzeihen, daß sie landfremd und nicht aus der Sippe war, die seit Urzeiten untereinander heiratete. Und daß sie ihre Kleider bei Poisson arbeiten ließ.

Hertha schien ihr ja ein notorisches Schaf, aber Brigitte . . . Diese junge Dame tat gerade so, als hätte sie, Simone, sich in die Familie Hellborn eingedrängt. Da sagte jeder Blick: du gehörst nicht hierher — du paßt nicht zu uns. — Oh, damals hatte sie die Zähne zusammengebissen. Aber jetzt ist Tom Herr auf Warjethen. — —

Nebenan richtete Nada das Bad. Das Wasser plätscherte aus den weit aufgedrehten Nickelhähnen laut in die Wanne. Simone zündete sich eine dünne Zigarette an und blickte den Rauchwölkchen nach, die sie

emporblies. Ja, jetzt war Tom Herr auf Warjethen. — Und es war ein herrlicher Gedanke, nun den ganzen alten Kram herauszuwerfen, und niederreißen zu lassen, was ihr nicht paßte. Ein entzückendes Jagdschlößchen schwebte ihr schon seit gestern vor, das sie irgendwo in der Normandie einmal gesehen hatte. Oder noch besser, man sprach einmal mit Ronacher oder Starosch darüber. Starosch besonders hatte so eine hübsche Art, auf solche Pläne einzugehen. Er konnte während der Unterhaltung bei einem Glase Wein mit zehn Strichen einen reizenden Sommersitz auf die Rückseite einer Speisekarte zaubern. Helle Fronten, Glas, Terrassen, Dachgärten und zwei oder drei bizarre Bäume im Hintergrund . . .

Und die lieben Schwägerinnen? Hertha kochte ja so gut, — vielleicht wollte sie einen Kochkursus eröffnen. Und Brigitte sollte nur heiraten, — einen dieser gräßlichen Männer, die auf hundert Meter nach Provinz riechen und noch immer bei jeder Gelegenheit knorke sagen. Kein Mensch weiß sonst noch etwas von diesem scheußlichen Wort, aber in der Umgegend von Warjethen schien es erst jetzt in Umlauf gekommen zu sein und die beste Aussicht zu haben, für immer mit großer Zähigkeit in den Sprachschatz einzudringen.

Das kleine Fältchen auf der Stirn vertiefte sich. Der alte Herr . . . Sie vergaß keine Kränkung. Sie konnte nicht vergessen, daß er ihr ihren funkelnagelneuen Stutzen, mit dem sie damals durchaus an einem Achtender schießen lernen wollte, einfach weggenommen und eingeschlossen hatte. Hätte es auf Warjethen einen echten Tizian gegeben und hätte Simone den Wunsch geäußert, dieses Bild als Zielscheibe benutzen zu dürfen, wahrscheinlich hätte ihr der alte Kavalier diesen Wunsch bedenkenlos erfüllt. Aber sein Wild, — da ließ er nur Weidmänner heran, weidgerechte. — Da half es nichts, daß man Simone war und die Frau Toms und die Tochter des großen Bogar.

Simone konnte keine Kränkung verzeihen. — Wenn sie gestern noch nicht recht wußte, wie sie auf den ausgefallenen Gedanken kam, zum zweiten Male nach Warjethen zu fahren, — heute fand sie ihren Vorschlag gar nicht mehr so schwer verständlich. Daran änderte auch Toms Brief nichts. Der Gedanke an das erneute Zusammentreffen mit den Schwägerinnen erregte sie. Sie sprang aus dem Bett, lief mit bloßen Füßen ins Badezimmer, ließ sich von Nada abseifen, duschen und frottieren, nahm im Kimono den Tee und erinnerte sich plötzlich daran, daß Balinys vor nunmehr fast zwei Stunden angeläutet hatte.

Sie ließ sich von Nada den Apparat an den Frühstückstisch bringen und wählte Balinys' Nummer. Er war sogleich da. Er schien auf ihren Anruf gewartet zu haben.

„So wichtig, lieber Freund?"

Es war sogar so wichtig, daß Balinys dem Telephongespräch eine persönliche Unterredung vorzog. Er drückte sich außerordentlich vorsichtig aus. Simone stellte sich ein wenig schwerhörig an.

„Das allereinfachste," rief sie, „Sie kommen zu mir. In einer halben Stunde vielleicht, ich bin nämlich gerade vor fünf Minuten aufgewacht. Fürchterlich faul, nicht wahr, aber immer noch müde, — weil man eben nie vor eins ins Bett kommt."

Aber Balinys bat, von einem Besuch in ihrem Hause absehen zu dürfen. Die besonderen Umstände dieser Verabredung ließen es ratsam erscheinen, sich irgendwo anders zu treffen. Am liebsten außerhalb Berlins. — Er machte ein paar geeignete, hübsche Vorschläge. Ja, man könnte auch im Freien sitzen, ohne einen Schnupfen zu riskieren.

„Potsdam?"

„Sehr schön," und wenn es recht ist, trifft man sich an der Glienicker Brücke.

„Also gut, von jetzt an in genau einer Stunde. Ich will sogar versuchen, pünktlich zu sein. Aber wehe Ihnen, wenn es sich um den Ehrenposten in einem Wohltätigkeitskomitee oder um so etwas ähnliches handelt!"

„Sie dürfen in dieser Hinsicht wirklich unbesorgt sein!"

Simone hängte ein.

Die englische Uhr in der Diele schlug mit ihrem melodischen Glockenspiel halb elf. Pünktlich auf die Minute trat der Arzt ein. Professor Wellner, ein angehender Sechziger von eindrucksvoller Erscheinung, elegant, beweglich, Spezialist nicht nur in seinem Fach, sondern auch in der Behandlung zarter, kostbarer Menschenblüten. —

Der Arzt war Simones ständiger pünktlicher Begleiter — seit sich das unheilvolle Erbe ihrer kleinen, allzu jung dahingegangenen Mutter auch an ihr bemerkbar gemacht hatte. Er war sozusagen der tägliche Arzt, wie das tägliche Bad, die tägliche Zeitung . . . Eine Verbeugung, zwei angenehme Phrasen, fast immer neu und geschmackvoll, und dann: „Das Gewicht, gnädige Frau?" Ein Blick in die Tabelle. „Sechzig Gramm in einer Woche, zu wenig, wir müssen noch ein wenig höher kommen. Die Zunge, wenn ich bitten darf, — — danke, ausgezeichnet. — Appetit? Schlaf?"

„In Ordnung," antwortete sie gelangweilt.

„Und nun . . .," er behorchte das Herz, maß den Puls, beklopfte den Rücken: „Geraucht? Wieviel? Gestehen Sie, gnädigste Sünderin!"

„Zehn, fünfzehn im Höchstfalle."

„Also mindestens zwanzig, nicht wahr? — und das ist zuviel! Durchaus zuviel für den Sommer! Sie kommen mir auf vierzig, wenn die Saison beginnt — und das kann ich unter gar keinen Umständen gestatten!" Er war sehr nachdrücklich und ernst, nicht nur so liebenswürdig streng, seine Pose, die er ausgezeichnet beherrschte und für gewöhnlich anwandte. „Also Sie bereuen und versprechen mir, sich zu bessern!" Wirkungsvoller Abgang, drohend erhobener Finger, strikter Befehl an Nada, auf ihre Herrin aufzupassen, Verbeugung.

Und schon hing wieder eine kleine Zigarette zwischen den roten Lippen: „Feuer, Nada!"

„Aber der Professor . . ."

„Feuer! Rasch!" Der Tonfall duldete keinen Widerspruch. —

Das lästige alltägliche Intermezzo war vorüber. Balinys hieß die Losung des Vormittags. Simone trug Nada auf, Babett hinunterzuschicken und Grimoni das Kabriolett fertig machen zu lassen. Sie hatte die Absicht, selbst zu chauffieren. Im Ankleideraum hatte Nada bereits ein zartgrünes, sportliches Complet zurechtgelegt. Simone legte den Frisiermantel über. Mit allen Damen ihres Landes teilte sie die Neigung für starke Farben. Die zahlreichen Fläschchen, Dosen und Farbstifte standen bei ihr nicht nur zum Spaß herum, Rouge und Noir und alle Zwischentöne in hauchzartem Pastell, um deren Vollständigkeit sie ein Kunstmaler beneiden konnte.

Sie zog den schwarzen Brauenstift mit nachtwandlerischer Sicherheit über die schmalen Haarbogen und verlängerte sie in die Schläfen hinein. Balinys . . . vielleicht befürchtete er, daß Tom auf Kowno nicht recht anbeißen wolle und hatte nun die Absicht, ihren Einfluß auf ihn geltend zu machen. — Daß man sich dort so sehr um Tom bemühte . . .! Balinys setzte sich gewiß nicht aus freundschaftlichem Diensteifer für ihn

ein. — Und da Balinys Presse mit Bogarschem Gelde arbeitete, ahnte sie, wer auch in diesem Falle hinter Balinys stand: ihr Vater. Sie traute dem Herrn Papa bei aller Liebe für sie nicht zu, daß es reiner Familiensinn war, weshalb er seinen Schwiegersohn protegierte. Bitte aber, was bezweckte er mit dieser Protektion? — — Wenn er nur die geringsten eigenen Interessen im Sinn hatte, dann stand ihm eine sehr große Enttäuschung bevor. — Simone kannte Toms Charakter zu genau; sie wußte, daß er jeden Vordermann in der Karriere als seinen persönlichen Feind betrachtete und daß er vielleicht in seinen schönsten Träumen von einem großen Diplomatensterben träumte, das ihn plötzlich ganz nahe an die Rampe schob. Er konnte intrigant sein und verzieh keinem, der ihn überflügelte. — Wenn es aber um politische Interessen ging, dann stand jedes Persönliche bei ihm zurück. In seinen Amtsgeschäften war er eiskalt, stahlhart und jedem Einfluß, der von außen her an ihn herankam, völlig unzugänglich! Jedem Einfluß, auch ihrem. Er hatte dann eine Art, sie abzufertigen, die in sehr erzogene Formen gekleidet war, — und die sie vielleicht gerade wegen dieser höflichen Glätte bis ins Innerste gegen ihn aufbrachte. —

(Fortsetzung folgt.)

Die achte Kompanie

Skizze von Friedrich Wilhelm Bruns

Gelbe Herbstsonne liegt über dem stillen Lazarettgarten. Letzte Rosen leuchten blutrot und mischen ihre satten Farben mit den ersten gelbbraunen Fallblättern der alten Linden. Von fern her dringt gedämpfter Straßenlärm. Zwei blasse Männer in weißblauen langen Lazarettkitteln haben sich auf der versteckteften Bank niedergelassen. „Es geht ganz gut," spricht der Aeltere, halb zu sich, halb zu dem Kameraden. Er hat den Arm aus der Binde genommen, streckt ihn, bewegt die Finger und ballt sie zur Faust. „Wir müssen hin!" „Ja," antwortet der Jüngere mit fester Stimme, „morgen gehe ich zum Stabsarzt." —

Voll Erwartung stehen die beiden Freunde vor der Tür des Untersuchungszimmers. Lange noch haben sie gestern abend miteinander gesprochen. Was hat der Wolter erzählt, der gestern mit dem Lazarettzug geradenwegs von der Front gekommen ist? Von der Kompanie sollen nur noch zwanzig Mann übrig sein . . . südlich vom Damenweg ist die Division eingesetzt . . . schwere Verluste . . . sogar der alte Kompaniefeldwebel ist gefallen. Na, wenn der Wolter nur nicht zu dick aufgetragen hat! Die achte Kompanie, mit der sie beide ausgerückt sind — 1914 — soll nicht mehr wiederzuerkennen sein! Und . . .

Der Lazarettunteroffizier ruft. Stramm wie die Aktiven treten Hermann Winkelmann und Hanns Goltz ins Zimmer. Hermann hat seine Armbinde entfernt, Hanns reckt sich besonders hoch, damit niemand merkt, welche Schmerzen der kaum verheilte Lungenschuß ihm macht. „Kein Gedanke . . . aber gar kein Gedanke," sagt der Stabsarzt, als Winkelmann bittet, ihn gesund zu schreiben. Diese große Narbe am Ellenbogen, der durchschossene Knochen noch stark verdickt . . . nein. „g. v. Heimat — das ist das einzige, was ich tun kann," meint er dann. Hermann ist noch blasser geworden. Er muß doch zu seiner alten Kompanie: „Herr Stabsarzt, dann bite g. v. Feld." — „Na, meinetwegen."

Goltz hat mehr Glück. Einschuß und Ausschuß sind gut verheilt. „Haben Sie noch Schmerzen?" — „Nein, Herr Stabsarzt," antwortet er und muß mit aller Willenskraft das Stechen in der Brust unterdrücken. „g. v. Feld", schreibt der Arzt.

Der Zug fährt und hält und fährt mal wieder. Das gab es doch in den ganzen vier Jahren nicht, daß man so lange Zeit gebraucht hat, bis man an die Front zurückkam. Zweieinhalb Tage bis Charleville . . . Und wenn die beiden Kameraden nicht zufällig den Leutnant getroffen hätten, der auch verwundet war und der zum Regiment zurückkehrt, vielleicht wären sie noch nicht einmal so weit.

„Versprengtensammelstelle" steht an einem Haus, vor dem sich viele Soldaten angestellt haben. Was ist denn das? So weit hinter der Front Versprengte? Und wie sehen manche von den Kameraden aus? Als hätten sie tagelang im Heuschober geschlafen und keine Bürste bei sich. Und einen Rausch haben einige wohl auch schon.

Der Leutnant hat schnell Bescheid bekommen. Bis Laon müssen sie fahren, dort in der Gegend liegt die Division. „Gut, daß wir wieder aus der Stadt mit der Sammelstelle heraus sind," erleichtert Winkelmann sein Herz, als sie den neuen Zug bestiegen haben. An den Städten mit den vertrauten Namen geht es vorbei . . . Vervins . . . Marle . . . Endlich Laon. Hermann Winkelmann läßt sich von Hanns helfen, den Tornister auf den Rücken zu bekommen, der Arm tut doch nur schlecht seinen Dienst.

Es ist ein weiter Marsch bis Sissonne; dort werden sie aber endlich zum Regiment stoßen. Der Leutnant hat schon bald den Tornister von Hanns Goltz genommen. Sonst wäre der nicht mitgekommen: er hat ganz rote Backen und flackernde Augen, vielleicht hat er Fieber. Die Lunge sticht wie mit Schwertspitzen.

Ein Wagen fährt an den Dreien vorbei . . . Was die Regimentsnummer steht daran! Da können sie aufsitzen. „Dann ist das doch wahr gewesen, was Walter erzählt hat," meint Hermann bedrückt, als der Fahrer seinen Bericht beendet hat. — „Abwarten," flüstert ihm der Kamerad ins Ohr. Er kann die Hiobsbotschaften noch nicht glauben. „Na, wir sind nun da!"

Der Kompanieführer der achten Kompanie hat die Meldung entgegengenommen. Er ist ein neuer Herr; die ganze Achte ist neu. Das kommt daher, daß aus der Division ein Regiment geworden ist . . . aus drei Regimentern eins. Und so viele Schneider und Schuster und Schreiber und Pferdepfleger sind da. Die stehen jetzt alle im Glied. — Aber ein paar alte Kameraden sind doch noch da. Das tröstet und gibt wieder das Heimatgefühl, das schmiedet erneut zusammen.

Mit der Bahn geht die neu zusammengestellte Division nach Norden ab. Soll es wieder Flandern werden? — In Lens halten die Züge. Französische Bewohner sind noch in dem Dorf, in dem Quartier gemacht ist . . . aber Engländer stehen an der Front. Von Gräben oder Stacheldrahthindernissen ist keine Rede mehr, das hören die beiden Freunde bald. Es ist alles anders. Was geblieben ist, das ist das Artilleriefeuer . . . und die Flieger . . . und der alte Kampfgeist.

Es rummelt ganz hübsch da vorn. Weittragende Geschütze hat der Engländer mehr noch als früher. Die Anmarschstraße liegt unter schwerem Störungsfeuer. Je weiter man nach vorn kommt, desto lebhafter ist es. Und da sind schon die ersten Infanteriekugeln. Jetzt ist es wieder richtig! Sie sollen sich schon die Zähne ausbeißen, die da drüben — auch wenn . . . es nicht mehr vorwärtsgeht — auch wenn . . . Schuster und Schneider die Gewehre wieder zur Hand genommen haben, wie im Anfang des Krieges. Und ihre Flugblätter, die aus der Luft abgeworfen werden, die kann man zu was anderem benutzen . . .

„Gas!" schreit eine Stimme in den Keller hinab. Die Masken fliegen aus ihrer Büchse, ein Griff — das Atmen geht wieder leichter. Heraus aus dem Keller! Es prasselt und blitzt und donnert. Besonders auf den Ortsrand hat es der Feind abgesehen, den die achte Kompanie besetzt hat. So schlecht ist die Sicht! Ist das Morgennebel oder Gas . . . oder sind die Gläser der Gasmaske beschlagen?

Winkelmann und Goltz liegen nebeneinander an einer Gartenhecke, die Gewehre im Anschlag. „Weißt du noch, der Lazarettgarten?" „Ja." Mühselig ist die Verständigung unter der Maske, immer noch schießt der Engländer mit Gas- und Brisanzgranaten abwechselnd. Das Atmen ist schwer, die Patrone in der Maske wohl bald verbraucht. An den Rauchfahnen der einschlagenden Granaten sieht man, daß der Morgenwind sich regt. Winkelmann nimmt die Maske ab. Ja, es ist kein Gas mehr da! „Hanns, Maske runter!" schüttelt er den Nachbarn am Arm. Goltz regt sich nicht, sein Kopf ist nach vorn gesunken. Mit zitternder Hand reißt ihm der Freund die Gasmaske vom Kopf. Blut tropft zur Erde und steht schaumig auf den Lippen. Die verletzte Lunge hat nicht durchgehalten. „Die Achte . . . Hermann . . . wir sind hier . . . wohin wir gehören!" röchelt der Sterbende.

Schuß auf Schuß jagt Winkelmann aus dem Gewehr, in die anrückenden braunen Schützenlinien. Er braucht mit Patronen nicht zu sparen, er hat noch die des toten Freundes. Und neben ihm, die anderen, die er mit zweifelnden Blicken betrachtet hat: wie sie sich halten! Da ist kein Zaudern, da kämpfen die Kompaniehandwerker mit grauen Bärten neben

den Jüngsten. Verbissen und mit Zorn im Herzen schlagen sie den Angriff ab. Klein ist das Häuflein der Achten wieder geworden, das Gas hat gewürgt, die Granaten haben zerfetzt. Auf Hilfe rechnet kein Mann. Durst meldet sich, in den Kehlen sitzen Gas und Pulverschleim und die brennende Erregung. Aber die Achte hält . . .

Die Achte liegt stundenlang im Feuer, das erneut auf den Dorfrand gerichtet ist, — stärker noch und zusammengefaßter als vorher. Hermann Winkelmann und die Kameraden haben sich mühsam Löcher gegraben, knietiefe Mulden, wie sie sie 1914 machten, als man noch wenig wußte vom Krieg. Hanns Goltz liegt in Reih und Glied mit einem Mantel bedeckt. Schutthalden beengen den Blick. Befehle erreichen die Achte längst nicht mehr. Rechts und links scheint kein deutscher Kamerad mehr zu leben; allein ist die Achte, ganz allein. Und das Feuer wird nicht schwächer. Aber was braucht es Befehle, wo jeder Mann weiß, daß es nur noch gilt zu sterben. Aushalten, das Selbstverständliche tun, — dazu ist kein Befehl nötig, kein Telephon und kein Papier.

Die Artillerie verlegt ihr Feuer nach hinten. Mittag ist es geworden, regendrohender, düsterer Herbstmittag. Gleich werden sie kommen, die gutgenährten, frisch eingekleideten, ausgeruhten Truppen — mit Uebermacht werden sie kommen, mit Flammenwerfern und Handgranaten, mit Maschinengewehren und Tanks, mit Schreien und Schießen und Stechen . . .

Das Häuflein an der Ecke wartet. Verbissenheit und Trotz und Stolz ist in den Männern. Nicht mehr um den Sieg geht es, aber um die Ehre. Hagere Fäuste umklammern die Gewehre. Brennende Augen starren ins Vorfeld.

Da sind die ersten braunen Gestalten, in langen und tief gestaffelten Schützenlinien kommen sie heran. „Nicht schießen!" schreit Winkelmann den Kameraden zu, „herankommen lassen, bis sie näher sind!"

Jetzt zischt und surt es in die Reihen der Achten. Maschinengewehre! Hageldicht klatschen die Geschosse. Dicht heran ist der Feind . . . fünfzig Meter. Da kommandiert Winkelmann: „Feuer!" Ruhig und fest ist die Stimme. Er schießt ruhig, bedächtig fast, er leert sein Magazin, er lädt wieder, zielt, schießt . . . aber nur sein Gewehr blitzt auf. Stumm und still liegen die Kameraden neben ihm, der Tod hat sie ereilt.

Hermanns Magazin ist leer. Dicht vor ihm springen die braunen Männer heran. Hermann faßt den Kolben, springt hoch, will zuschlagen — und sinkt, tödlich getroffen, in sich zusammen.

So starb die achte Kompanie eines ruhmreichen deutschen Regiments, an einem Dorfrande in Nordfrankreich im Spätherbst 1918.

Käpt'n Mußmanns Frau hat Geburtstag . . .

Kleine Seemanns-Humoreske von **Hannes Butenschön**

An sich war Kapitän Mußmann kein übler Kerl — dennoch hatte die Mannschaft etwas an ihm auszusetzen. „Weißt du, Heini," sagte Tetje zum Koch in seiner Kombüse, „warum ist der Käpt'n immer so knickerig mit dem Landurlaub?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Heini, „wir lassen uns immer wieder auf ein volles Jahr zur Kopra-Fahrt anheuern, aber jedesmal, wenn wir nach Afrika kommen, gibt's keinen Landurlaub. Nicht mal in Lissabon, wo wir auf der Heimfahrt Weintrauben für die Rückfracht laden, läßt uns der Käpt'n unser Vergnügen. Und dabei gibts doch in Portugal so bannig seute Deerns . . ." Heini kniff fidel das eine Auge zu, und die ganze Mannschaft lachte.

„Es muß etwas unternommen werden," nahm Tetje wieder das Wort. „Jungens, ich will euch etwas sagen: Wir müssen dem Käpt'n einfach was schenken! Das hilft bestimmt."

„Schenken?" meinte Heini und schüttelte den Kopf, „da habt Ihr euch verrechnet — der Alte läßt sich nichts schenken. Der bleibt unnahbar wie nur irgend einer. Er hat überhaupt nur e i n e schwache Stelle, und das ist seine Frau in Poppenbüttel bei Hamburg."

„Na also," rief Tetje, „dann schenken wir der etwas, um sein Herz zu gewinnen!"

„Nicht gerade übel," meinte Heini, „der Alte hat mir vor einigen Tagen beim Grog erzählt, daß sie im nächsten Monat Geburtstag feiert. Vierzig Jahre. Na, und da will der Alte so'n bißchen Tamtam machen. Das trifft sich famos, wir legen Mitte nächsten Monats wieder in Hamburg an, und dann könnte der Spaß losgehen."

„Tja," sagte der Zweite Steuermann und kraute sich hinter den Ohren, „aber w a s schenken wir ihr, Jungens?"

Heini sprang vom Bock herunter, kniff wieder das eine Auge zu und sagte leise: „Ich werde den Alten mal ein bißchen ausholen! Morgen abend sage ich euch Bescheid."

Am nächsten Abend saß man wieder in der Kombüse beim Koch und hielt Kriegsberatung ab. Heini machte ein ziemlich bedripptes Gesicht. „Ich habe mit dem Alten gesprochen," sagte er, „aber dienstlich wollte er natürlich nichts zur Kenntnis nehmen. Ganz privat erzählte er mir jedoch beim Grog, daß eine silberne Damenuhr nicht in Frage käme, weil seine Frau schon drei Stück besäße. Ich fragte ihn geradezu, was seiner Frau am meisten Freude bereiten würde. Was glaubt Ihr, was er geantwortet hat?"

„Na, und?" fragte der Zweite Steuermann.

„Nur eine Kleinigkeit," hat er zu mir gesagt, „sie wünscht sich schon seit Jahren einen modernen 5-Röhren-Fernempfänger, um sich in Poppenbüttel die Zeit zu vertreiben, wenn ihr Mann ein ganzes Jahr auf Afrikafahrt ist."

„Donner und Doria! So ein Radioapparat kostet an die 400 Mark. Wie sollen wir so einen Betrag aufbringen, selbst wenn wir alle zusammenlegen?" Tetje blickte ratlos von einem zum andern.

Ein Weilchen herrschte Schweigen. Der dicke Tabaksqualm stieg an die Decke. Dann zog ein freudiges Grinsen über Heinis verwitterte Seemannszüge. „Jungens," flüsterte er, „paßt mal auf, ich habe einen Gedanken — — —"

Es war tatsächlich eine feudale Geburtstagsfeier da draußen in Poppenbüttel, wo Käpt'n Mußmann sein Landhäuschen besaß. Heini, Tetje und der Zweite Steuermann stiegen bei den Landungsbrücken auf die Hochbahn, wechselten unterwegs auf eine andere Bahn und landeten mit dem kostbaren Gerät eine Stunde später glücklich in Poppenbüttel. Käpt'n Mußmann strahlte über das ganze Gesicht und murmelte einige dunkle Worte wie „Nicht nötig gewesen", dann drückte er jedem die Hand, reichte einen Schnaps und eine Handvoll guter Zigarren, und die Geburtstagsfeier ging mit echtem, rechtem Seemannshallo weiter . . .

Eitel Glück und Sonnenschein war über die Mannschaft des Kopradampfers hereingebrochen. Der Alte hatte sein muffiges Wesen abgelegt, und — Wunder über Wunder — er gab sogar Landurlaub in Lissabon, auf der Heimreise. In Afrika war er allerdings nach wie vor dickköpfig geblieben, aber schließlich fühlte er sich ja in dem entsetzlichen Klima der Reederei gegenüber für den Gesundheitszustand seiner Mannschaft verantwortlich. Die Jungens mußten ein Einsehen haben, und sie hatten es!

Tetje hatte sich auf Sankt Pauli ein Schifferklavier gekauft, und abends auf Deck ging es dann los: „Schön ist die Liebe im Hafen — schön ist das Leben auf See . . ." Es war eine wundervolle Heimfahrt — leider aber auch die letzte, denn das Schiff wurde außer Dienst gesetzt, und der neue Kopradampfer sollte erst im nächsten Sommer fahren, so daß die Mannschaft entweder eine Saison überspringen oder zu einer anderen Linie übergehen mußte. Na, laß gut sein, die meisten würden sich auf dem Hamburger Heuerbüro sowieso auf eine neue Linie umschreiben lassen.

Sowieso? Warum denn? Nun, das soll sich gleich zeigen:

Es war am Silvesterabend, und Käpt'n Mußmann stellte in seinem Poppenbütteler Landhäuschen gerade das traute Lied ein „Es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein," als es an die Tür klopfte. Zwei Männer, ihre Mützen in den Händen, traten herein.

„'ntschuldigung, Käpt'n!" sagte der ältere und reichte dem Seebären einen Zettel. „Wir sollen den Radioapparat wieder abholen!"

„Seid Ihr etwa übergeschnappt?" schrie der Käpt'n.

„Die Miete ist leider abgelaufen," sagte der Mann mit der Mütze in der Hand, „es steht ja auf dem Zettel, daß nur bis zum 15. Dezember bezahlt wurde. Mein Chef hat anstandshalber noch 14 Tage gewartet, aber da heute letzter Jahrestag ist und die nächste Vierteljahresmiete 60 Mark beträgt . . ."

„Verflixt und zugenäht — g e m i e t e t ? ? ?" brüllte der Kapitän.

Dann hörte er neben sich plötzlich den Ausruf: „O, diese Seeleute!", und seine Gattin sank ihm in die Arme. Mußmann aber ging ein dickes Licht auf. Deshalb lächelte Heini damals so verdächtig, als seine Frau ausrief: „Aber Sie sollen mir doch nichts schenken, meine Herren!" Der Bursche hatte darauf die Antwort gegeben: „Wer redet denn von Schenken, gnädige Frau? Wir bitten nur um die Erlaubnis, dieses Gerät in Ihrem Zimmer aufzustellen!" — damit hatten die Halunken tatsächlich die reine Wahrheit gesagt.